

In den Bildern.

Wie gesagt, unsere Pracht sind diesmal Bilder und Lieder. Wir erfreuen uns im Leben des angenehmsten Verkehrs mit den bildenden Künstlern; wir tauschen Bilder und Lieder aus, sie schmücken unsere Feste und geben ihnen ein stattliches Gepräge, wir singen und sagen auf den übrigen. Es ist eine gar schöne Sache um den heitern Verkehr der Künste mit einander. Es giebt dabei viel zu genießen, aber auch zu denken. Ihre Mutterverwandtschaft steht fest und in glücklicher Ergänzung heben und fördern sie einander oft auf eine lebenswürdige Weise. Wir beabsichtigen hier keine philosophische Untersuchung dieses Verhältnisses. Das Resultat könnte nur das längst gewünschte sein, daß dabei der Natur und dem Wesen der einzelnen Kunst keine Gewalt angethan werden darf. Es ist aber die schöne Sitte der Mufen, daß, wo die eine herrscht, die andere sie in dienender Gefälligkeit und Anmuth umgeben, weil ihnen die Harmonie als Grundgesetz in die Seele gepflanzt ist. Alle Versuche von gezwungenen Zusammenwirkungen, welche die Natur einer Kunst kränken, können in ihrer inneren Unwahrheit nicht lange bestehen; aber die freundliche Begleitung zurückzuweisen, wie man leider irgendwo vor der Bühne der Nepomene und Thalia die flehliche Guterpe zurückwies, welche doch die Gemüther für die Aufnahme des Wortes zu stimmen versteht, das ist, wenn nicht Unnatur, doch Unkultur. Rolle man uns also gestatten, abwechselnd zum Auge und zum Ohr zu sprechen, und wie die Künstler und diesmal haben die Allego zimmern helfen und unsere Verse mit dem Ornamentschmuck der Initiale bereinigen, so sei es uns vergönnt, von ihnen zu reden. Nicht etwa, um sie einzuführen oder gar ihre Werke zu commentiren, sondern lediglich, zu sagen, was uns Mäander doch abfragen würde, der die kleine hier aufgestellte Bildergalerie durchblättert.

Den Meigen führt Karl Arnold (geb. 1829 in Berlin) mit einem „Festzuge“ voll Glanz und Heiterkeit. Im Gegensatz zu der vornehmen Pracht der Schlossbewohner, die auf diesem Bilde herrscht, findet sich auf den später folgenden beiden Plättchen des Künstlers die glücklichste Gemüthsruhe und Zufriedenheit der Dorf-Inassen. In absichtlichen Gegensätze erblickt man Jugend und Alter, Frühling und Herbst, Sonnenschein und Regen, völlige Sorgenlosigkeit und Arbeitsmühe, aber auch diese mit unverdrossener Gemüthsruhe hingegenommen; denn so gut der brave Alte die Schellen für den künftigen unausbleiblichen Frühling wendet, so sicher hofft er noch heute auf einen helleren Tag. — es „blutappt“ schon wieder, wie die Hessen sagen.

Neuerdings hat Arnold ein sehr lustiges Kartenspiel herausgegeben — nein, nicht herausgegeben, sondern gezeichnet und lithographirt und „an seine Freunde verschenkt“; denn

obwohl die Figurenbilder fehlen, so trat ihm doch die mangelnde Concession, Spielkarten zu verkaufen, in den Weg. Bekanntlich hat man dergleichen im 16. und 17. Jahrhundert häufiger; die Arnold'schen Plättchen aber sind durchaus originell und ungemein reich in der Erfindung. Es geht ein Hoffmann'scher Zug durch diese lebenswürdigen und tollen Phantasiespiele. So giebt Treffe-Nacht einen reich ornamentirten Rahmen mit einem Heiligenbilde in der Mitte, Treffe-Neu dagegen einen chinesischen Tempel mit seinem Obelisk. Die Pique ist zu den dunkeln Gmüthen-Gestalten des Orients verwandt. Carreau-Jeha zeigt eine ganze Kunstausstellung, welche angeordnet und besichtigt wird; wie leicht sich dieser Gestalt der Physiognomie des großen Friedrich fügt, kann man sich vorstellen, ebenso was für ein lustiges und ironisches Spiel der Künstler mit den Couurs trieb. Man ist wie auf einem Carneval voll allerlei frohlichen Nummernschau und scherzhafter Narrtheit. — Seinen Ernst dagegen bethätigte Arnold in einem Altarbild von großen Dimensionen, einer Kreuzigung Christi, welche er für die protestantische Gemeinde von Randau in Lurland gemalt hat.

Er modellirt auch mit Gips und es gelangen ihm besonders Thierfiguren. Er ist noch in dem benedictenvertheilten Alter, wo das Talent überall Stoffe findet und mit Unbefangenheit und jenem Selbstvertrauen, das ihm so wohl ansteht, an jede Aufgabe geht und seine Kräfte daran prüft.

Sich weise zu beschränken aber, seine Kraft zu concentriren und zu beherrschen ist die Sache des Meisters. Gest der Meister, sollten wir denken, vermag zum vollen Verwirklichung des merkwürdigen Verhältnisses der Natur zur bildenden Kunst zu gelangen, und die Ueberzeugung in sich zu besetzen, daß der Weg zur Idealität mitten durch die Realität geht. Wer die Natur nicht kennt, kann auch ihre Absichten nicht wissen, und wer ihre Absichten nicht weiß, wie will er ihre feinen Weisheiten sehen? —

Adolph Menzel (geb. 1815 in Breslau), der Historienmaler des 18. Jahrhunderts, der Apelles seines Helden, des großen Friedrich, ist ein solcher Meister. Er hat sich wesentlich selber nach und vor der Natur zu seiner Aufgabe gebildet. Ein capriciöses eingehendes Studium der Geschichte, Studien überhaupt auf allen Gebieten des Wissens gingen und gehen stets bei ihm neben der Uebung der Hand her, oder vielmehr der Hände; denn seine linke versteht den Dienst genau so gut, wie die rechte. Schranken, welche durch Kenntniß und Geschicklichkeit zu besetzen sind, duldet er nicht, und je inniger Natur und Geist bei ihm mit einander verschwistert sind, desto unabhängiger will er, soll Eines für das Andere gerührt sein. Malt er Ideen, malt er Historie, so leitet ihm die Natur

Beigang des Ausdrucks, und zwar nicht dadurch, daß sie prädicirt sich zu zeigen, wie sie ist, sondern sich bescheidet so zu wirken, wie sie erscheint, wie sie gesehen wird; macht er dagegen Studien und Skizzen nach der Natur, so ist der Geist dabei, und es wird unter seinen Händen ein Bild daraus. Unablässiges Studiren und Produziren ist ihm zur andern Natur geworden, und nur auf diese Weise sind seine überreichen Mappen mit Tausenden von werthvollen Blättern zu begreifen. Er wählte daraus für unser Buch eine weibliche Figur. Sie ist vor ihre Schatulle getreten und ein aufgezogenes Schabfach hat diesen sonst so resoluten Kopf in Recente versenkt; aber sie weiß nicht, daß sie belauscht ist von dem Betrachter des Natur- und Seelenlebens.

Das Friedrichsbuch von Kugler mit den Illustrationen Menzel's ist in Aller Händen. Dieses wahre Volksbuch entfoldet den ganzen Reichtum eines echten Historienmalers. Fürsten und Helden, Staatsmänner und denkwürdige Personen, die ganze Schaubühne jener Zeit, seien es Schlachtfelder, Schlösser, Strofen, Gärten oder Grabgewölbe, der ganze Apparat von Krieg und Frieden, von den weltgeschichtlichen Köpfen und Situationen bis auf den Mühsal des gemeinen Husaren, oder das Notenpult im Concertsaal zu Sanssouci, — Alles ist nach der Natur gezeichnet oder nach gleichzeitigen Gemälden, Zeichnungen, Plänen, Medaillen u. s. w., nach Beschreibungen, Briefen, militärischen und anderen Büchern, ja mündlichen Uebersetzungen entworfen. Und so sieht man in diesem Werke von den geschichtlichen Compositionen bis auf die kleinste Signette überall das Genie auf dem Vordel des Meisters.

Man denke sich, daß Menzel bereits gegen 700 Bilder eigenhändig auf Holz gezeichnet hat. Darunter sind die Illustrationen zu den Werken des Philosophen von Sanssouci, das Prachtwerk der Kriegs- und Friedenshelden aus König Friedrich's Zeit und ein herrliches Porträt Schakspeare's. Eine Menzel'sche Zeichnung ist nur für Meister der Formschneidekunst. Der verorbene Lanzmann in Berlin, seine trefflichen Schüler, die beiden Vogel, ferner Od. Kreischmar in Leipzig haben sich an Menzel'schen Aufträgen, die ihr Kreuz und ihr Armbund waren, auf den Gipfel ihrer Kunst geschwungen und sie selber dadurch gefördert.

Auf der Ausstellung des Jahres 1850 sah man von ihm das erste größere Bild, jenes durch den Werner'schen Stich bekannt gewordene Delgemälde, welches Friedrich den Großen mit seinen Freunden an der Tafel zu Sanssouci zeigt. Es ging sofort in den Besitz des Berliner Kunstvereins über und jeder Sammler und Galleriebesitzer beistete sich, zu einem der folgenden zu kommen. So malte der Künstler in rascher Folge das „Mittconcert in Sanssouci“, „Friedrich auf der Inspectionstreife nach dem Kriege“, die „Ausführung der Stände in Breslau“, den „Ueberfall bei Hochkirch“ und die „Zusammenkunft von Friedrich mit Kaiser Joseph in Neiß“, Letzteres für die Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst. Die Anforderungen und Bestellungen ließen den Künstler selten

aus seiner Domaine heraus, obwohl er auch auf andern Gebieten viel Schönes geschaffen hat.

Jedem ein glücklicher Umstand übernimmt es manchmal, das Gebiet abzustecken und anzuweisen, dem ein Maler vorzugsweise angehören soll; denn es geht ihnen auch nicht anders, wie anderen Menschenfindern, die selber oft am unsichersten sind über die richtige Sphäre ihrer Thätigkeit.

Der Maler, welchem das folgende Bild „Schauspiel zu Walde geben“ angehöret, Karl Steffed (geb. 1818 in Berlin), ist zu einem Gebiet gekommen, welches auf der Grenze zwischen zwei andern liegt. Er malte im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn bei Franz Krüger und Karl Wegag; seine weitere Ausbildung gab er sich dann in den Privatstudien von Paris und im Louvre, dann in Rom, wo er zwei Jahre blieb. Schon dort war es die Thier- und Menschenwelt der Campagna, welche ihn anzog. Er ist Thier- und Menschenmaler, und zwar hauptsächlich in den Situationen und Regionen, wo sich diese freundlich oder feindlich begegnen. Die Jagd- und Hausthiere, vor allen das Pferd und der Hund, das Reiten und das Jagen, kurz das Thier im Verkehr mit den Menschen, das bildungsfähige Thier, die Thiere, welchen der Mensch Wohnungen baut, bei denen er Individuen unterscheidet, ja für die er Namen und Stammesküme hat, — das ist das Gebiet Steffed's. Auf diesem Gebiete wird oft der Mensch nur als Gattung behandelt, während das Thier mit seiner Individualität hoch zu Ehren kommt; es mag da mancher Seelenwanderung vorgehen auf dieser für die Grenzschieden bestimmten Leinwand; mag auch wohl manchmal nichts verschlagen, ob ein an der Fingelspitze sitzender Zug hierhin oder dorthin gerüht. Man erzählt von Verbeekhoven, daß er neben seiner Werkstätte einen Stall habe, in dem die Schaafe aus Wärmortrippen freisen; auch Rosa Bonheur soll sich stets mit hörner- und vliehtragenden Thieren umgeben. Steffed ist dafür ein gewandter Reiter und waderer Jäger, und macht so seine Beobachtungen und Studien aus erster Hand und bei den glücklichsten Gelegenheiten. Für den Pferde- und Jagdliebhaber giebt es keine interessantere Werkstätte, als die seinige. Eine reiche Galerie von Thier- und Menschenbildnissen, Studien, Skizzen von Gemälden bedecken die Wände und Staffeleien; man sieht fürstliche und adlige Jagdgesellschaften in rothen Tracht auf dem Reiter verammelt oder im Waldweid beariffen, einzelne Herren mit ihren Lieblingspferden, ein Stück Wald oder Feld mit einem Volk in den stillen Haushalt der Thiere u. dergl. — Seine größeren historischen Gemälde (Albrecht Achilles in der Nürnberg'schen Heide, die Luitpold's) sind schon in der Wahl der Stoffe auf die Darstellung von Mensch und Thier in Kampfeidenschaft berechnet und in dieser Beziehung Meisterstücke.

Das der Rege beiliegende Blatt, ein Dammbirch, der mit schleppendem Tritt und zurückgebohenem Haupt den Rücken reibend bei anbrechendem Morgen zu Walde geht, ist lebensgroß in Del für das Schloß des Prinzen Wron von Rutland in Polnisch Wartenberg ausgeführt.

Stesek hat auch das Bedürfnis und die Fähigkeit der Mittheilung seiner Kunst in hohem Grade, und seine Werkstatt ist stets von einer Anzahl von Kunstjüngern besetzt. Wir wollen diese günstige Gelegenheit von den Akademikern zu reden — vorübergehen lassen. Sie haben allerdings als gebotene Nothwendigkeit ihre Verechtigung; aber — besonders schön und förderlich ist doch ohne Zweifel das Verhältnis zwischen Lehrling und Meister, wie es sich in Privatwerkstätten bei Lehrergängen findet. — Wätern wir weiter:

Die Landschaftsmalerei hat, was die Stoffe anbetrifft, eine Zeitlang einen sehr kosmopolitischen Charakter gehabt, und die Berliner sind nicht die letzten gewesen, wo es galt, Weltfahrten zu unternehmen. Italien, Griechenland und Spanien genügten lange nicht mehr, den Orient wußte man besucht, Jerusalem und Palästina, den wunderbaren Nil mit seinen Pyramiden gesehen, die Urwälder Amerika's durchbrochen haben, an den Inseln der Südsee gelandet sein. Aber in der neueren Zeit hat sich das Auge wieder mehr auf die heimathliche Natur gerichtet, und — vielleicht dadurch bedingt — wird die komponirte Landschaft wieder mehr gepflegt. So sind die herrlichen Baumgruppen des bessaure Landes, so ist selbst die mächtige Landschaft in ihre unerläßlichen Rechte wieder eingesetzt, auch die Ostseeländer, Pommern und Rügen haben ihre Leute gefunden. Wilhelm Kießhahl (geb. 1828 in Neufähr) gehört zu denen, die ihre landschaftlichen Motive hauptsächlich daher nehmen. Mit feinem und poetischem Sinn weiß er den Zauber der nordischen Dünenländer zu erschließen, oft bei grauem Himmel und düsterem Gewässer, ein Stück Osmar-Schauplatz möchte man sagen, oft sonnenbefeuchtet mit still segelnden Wolken. Dann schildert er auch die Stätten, wo die Natur um ein verträgliches und verflangenes Menschenleben zu trauern scheint, diesen elgischen Geist, der um alte Schloßer oder Kirchhöfe weht, oder eine Idylle, welche auf zufriedene und glückliche Menschen schließen läßt. Seine Bilder — man vergleiche das einsame „Schloß im Walde“ und den „Mondaufgang“ — wirken mit einer ruhigen und innigen Gewalt, wie nur immer das tiefe Meer, der grüne Wald und die dämmerige Mondnacht selber wirken.

Es folgt Theodor Hofemann (geb. 1807 in Brandenburg). Alles was uns an den Niederländern erheut, finden wir bei Hofemann wieder. Das Volksleben in seiner Naturwüchsigkeit, in seiner Daseinslust und Daseinsberechtigung weiß er eben so originell zu schildern, wie die Erfinder der Genremalerei nur jemals gethan haben. Hofemann hat gezeigt, daß der ideale Inhalt der niederländischen Genremalerei, den man in der Naturnähe der unteren Stände gefunden hat, in ihrer unbekümmerten Ausgelassenheit, wo das Komische das Schlimme meistens aufhebt, und selbst die härtesten Ausdrücke der Natur nicht ohne Gutmüthigkeit im Hintergrunde und nur momentan sind — daß dieser Inhalt noch heute vorhanden ist, und wie er sich bei uns zu Lande ausnimmt. Es kommt da nicht selten dieser eigenthümliche Zug hinein, den man in der Rede als den berliner Volkswitz kennt. Seine

„tögen Mauer“, seine „Sommerwohnung“, seine „Gardarbeiter, Schiffknechte und Fußleute“ sind die ergößlichsten Gestalten, voll unbewusster Komik, die bei aller Dretheit dieselbe der Gemeinheit bleiben. Man betrachte die mächtige Dorfgesellschaft auf der „Kegelbahn“ und die „Vertrogenheit“ des obstlebenden Strokenjungen. Es sind charakteristische Typen vom Wibel bis zur Zede; man sollte denken, man wüßte sie mit Namen nennen können; man kennt sie, man meint den Redenden das Wort vom Munde zu nehmen und den Schweigenden das Numinieren von der Stille zu lesen. — Man betrachte dagegen den schmürzigen „Karaiben“; man würde kaum glauben, daß er von demselben Künstler herrührt, wenn man nicht wüßte, daß Hofemann durch die Illustration von zahllosen Büchern, namentlich Kinderbüchern, eine so ausgedehnte Länder- und Völkerkunde erlangt hat, daß er das Gedicht „Karaibisch“ nur einmal zu hören brauchte, um es sogleich fertig im Walde vor sich stehen zu sehen. Seine eminente Fertigkeit im Federzeichnen hat ihn zu einem der fruchtbarsten, seine echt künstlerische Auffassung zu einem der beliebtesten Illustratoren gemacht, und hier hat er mit sicherer Hand ein sehr wichtiges Gebiet erworben, und sich mit unbestrittener Macht darin festgesetzt. Nämlich die Kinderbücher und die daran hängenden Kinderbilder. So lange er zeichnet hat er schwerlich gefehlt, wo nur ein drauscher Christbaum gezeichnet hat, und indes sich die Jugend an diesen Gaben erfreut, hat der Kunstfreund seinen Genuß an den geistreichen Paraphrasen, womit er die Werke von Hoffmann, Zachariae, Jeremias Getthelf, den fortgesetzten Peter Schlemmel und eine Anzahl von Kalendern geschmückt hat. Seine Wirkksamkeit für die Kinderwelt beginnt aber schon vor der Illustration der Kinderbüchern. Fast selber noch ein Knabe führten ihn äußere Umstände auf die Anfertigung von lithographirten Bilderbögen. Von hier aus ist er der Regenerator der Illustration für die Jugend geworden, denn der echte Künstler, welcher der echte Mensch ist, weiß das anscheinend Unbedeutende zu abeln und sich von jeder Stelle aus eine Welt zu erobern.

Hofemann ist auch Schöpfer der sogenannten Tischkarten, d. h. der in Berlin sehr in Schwung gekommenen Sitte, bei festlichen Gelegenheiten die Namen der Gäste oder der Gerichte auf eine heiter und beziehungsreich illustrierte Karte zu schreiben, welche dann den Witz der Rede zu einer humoristischen Auslegung herausfordert. Aus bestehenden Karten sind im Laufe der Zeiten große radirte Blätter geworden. Man hat sehr interessante Sammlungen davon angelegt.

Auf einem verwandten Gebiete, auf dem Gebiete der Illustration mit der Nadimadel oder der Kreide arbeitet Ludwig Burger (geb. 1825 in Krakau). Burger ist der Mann der fliegenden Blätter, welche irgend ein bewunderliches Ereigniß oder einen bedeutenden Mann feiern. Denkmäler, Jubiläumblätter und Festkarten reihen sich an einander, und würden, wenn man sie sammelt, höchst eigenthümliche und interessante Jahrbücher des öffentlichen und geselligen Lebens abgeben. So wurde die Enthüllungsfest des Friedrichs-

Monuments von Rauch mit den daranhängenden Festlichkeiten durch Bürgerliche Blätter illustriert. So hat er die preussische Landwehr, das Jubiläum des Kaisers Nikolaus, die silberne Hochzeit des Prinzen von Preussen, das Portrait von Hindenburgs, die 500ste Lokomotive aus der Maschinenfabrik von Porcia, das 100jährige Bestehen der berühmten Schillerschen Zuckerbäckerei und tausend andere Ereignisse und Menschen verberichtet. Kaum ist zu begreifen, wie er die Menge von Aufträgen bewältigen kann. Es steht ihm aber eine reiche Phantasie zu Gebote, und er hat eine geistvolle, niemals überladene und den Beschauer sehr anmuthig anregende Art sich auszudrücken. Die Bilder: „Im Zwergenwalde“ und „Im Rische!“ erklären sich selber und erzählen so ausführlich, daß sich mancher vielleicht bestimmen wird, wo er doch das dazugehörige Märchen und die dazugehörige Erzählung gelesen habe. Bürger ist ein durchgebildeter Zeichner, und so hat er für seine reichen Skizzen und Studien in Oel, welche er aus Belgien und Paris mit heimgebracht hat, und von denen er bis jetzt noch wenig ansüßte, den innern Organismus des Lebens gegenwärtig, ohne welchen das seltliche Blut der Farben, aller Schimmer des Coloris eine taube Blüthe bleiben würde.

Wesh eine schöne Sache es um das Zeichnen ist, das kann man nicht bloß bei Figurenbildern, man kann es auch bei der Landschaftsdarstellung wahrnehmen, welche fast als die vorzugswürdige lyrische Form der „zeichnenden“ Künste auf den Duft und Klang der Farbe angewiesen zu sein scheint. Eine gut radirte Landschaft ist wie ein correct gesetztes Notenblatt, von welchem der Künstler die Musik hermentlich und hört; sie ist voll latenter Farbe, welche unsichtbar mitwirkt und überall heroverstrahlen scheint. Die Lithographie versteht es, diesen Zug durch einen leichten Tondruck gefällig zu unterstützen.

August Hanu (geb. 1815 in Berlin), zu dessen Blättern wir jetzt kommen, ist der Landschaftszeichner par excellence. Seine Gebirgs- und Terrainskizzen, seine Compositionen nach Naturstudien zeigen eine eben so große Vertrautheit mit den Naturformen, als auch, daß er weiß, worauf es bei der landschaftlichen Darstellung ankommt. Namentlich versteht er es, seinen Blättern die charakteristische Stimmung mitzutheilen. Er hat glückliche Versuche gemacht, die Steinzeichnung zu veredeln und ihr den Nachdruck der freien Handzeichnung zu geben. Man hat von ihm eine große Menge radirter und auf Stein gezeichneter Hefen und Blätter. Für Kunstvereine hat seine geschickte Hand manches schöne Bild in Tondruck trefflich wiedergegeben. Wie kriegen von ihm einen „Abend auf dem Königsberg bei Salzburg“, wo die Natur ruht, und ein anderes Blatt, worin sich das Bergesgefühl vor einem ihrer grandiosen Schauplätze ausdrückt.

Auf das Gebiet der Sittenbilder führt uns wieder Oskar Wisniewski (geb. 1820 in Berlin), indem er zunächst eine „Dorflichengemeinde“ dargestellt hat in dem Augenblick, da der ehrenwürdige Küster für den Gotteskasten sammelt. Man ist bald mit ganzer Seele dabei und wird gemüthvoll interessiert für diese festen Christen, die in schlichter Erbarkeit und

Sonntagslichkeit beisammen sind. Aus einer andern Sphäre der Gesellschaft und aus einer Zeit, die sich wegen ihres Geküms so häufig in Sittenbildern der vornehmen Welt annimmt, ist die „Milde Gabe“. Wisniewski bewegt sich auf dem Gebiete des Karakells, der Zeichnung und der Illustration mit einem Talente, von dem man, bei einem eigenhämlich gutmüthigen Humor, der ihm beizubohat, noch manches Verschauliche und Erbauliche erwarten darf.

Charles Hoguet (geb. 1821 in Berlin) ging im Jahre 1840 nach Paris und lebte seitdem stets den größten Theil des Jahres dort, seine Vaterstadt eigentlich nur als Abtheilungsquartier benutzend. Indes ist seit dem Jahre 1848 das Verhältniß ein umgekehrtes geworden und wir dürfen ihn jetzt nicht bloß der Geburt nach zu den Unfrigen zählen. Hoguet trat zuerst als Marinemaler auf und ist es auch vorzugsweise geblieben. Seine Stoffe entnahm er meist den französischen Küstengegenden, der Normandie, den Häfen von Boulogne und Havre, die er nicht als Veduten, sondern vielmehr als Naturcharakterbilder mit der vollen Poesie des Meerestrandes und des sich daran entfaltenden Schiffs- und Fischerlebens darstellte. Später hat er sich auch der landschaftlichen Natur zugewandt und hier sind es meist einfache Stadlandschaften, die Gegenden der Windmühlen, der Weideplätze und Landwege, mit niedrigem Horizont, ländliche Wohnungen und einfache Gehöfte, deren schlichte Poesie er mit resoluter Farbe zu schildern versteht. Hoguet malt auch die todte Natur, die Stillleben, sehr lebenswahr und hat den rechten Takt in der Anordnung, so daß ein amüsantes Bild daraus wird, irgend eine charakteristische Gabe von Realität, wie sie ein künstliches Auge an hundert Stellen an einem Tage erblickt oder mit geschickter Hand zusammenschiebt. Das Motiv zu dem Felsen von Grotel ist aus der Strandgegend von Montvilliers genommen. Man erzählt uns, daß die dortigen Kupferfischer sich mit den natürlichen Häfen begnügen, welche die barock gestalteten Felsen bilden; sie setzen ohne Weiteres mit ihrer Ladung auf den Strand, wozu allerdings eben so viel Redheit als Geschicklichkeit gehören mag.

Ludwig Loeffler (geb. 1819 in Berlin) bildete sich in Rom und Paris. Er trat zuerst im Jahre 1844 mit dem Gemälde „Peter von Binea vor Kaiser Friedrich“ (jetzt im Besitze des Stettiner Kunstvereins) auf; dann malte er eine Anzahl von Bildern aus der Puritaner- und Eugenottenzeit, sowie Sittenbilder aus Italien. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein schlagfertiges Compositionstalent, von einer Vorliebe für kulturgeschichtliche Studien unterstützt, hatten ihn schon in Rom zur Illustration geführt, und er beschloß, dieses Gebiet mit Nachdruck anzubauen. Kaum giebt es heutzutage eins, wo so viel Production verbraucht wird. Die Illustrationen sehen so selbstverständlich in jedem Text, in dem wissenschaftlichen sowohl, wie in der Unterhaltungsliteratur, daß sie uns fast verkommen, wie alle andern Typen, nach denen die Hand des Setzers läßt. Bilder- oder Buchstabenstift — man hält ein Buch für unvollkommen,

wenn es nicht beides zugleich giebt. Und dennoch — man blicke genauer hin — und man wird der vergnügten Wahrnehmung nicht entgehen, daß die Illustration, — welche auch den Holschnitt in der kurzen Zeit von einigen Decennien aus einem dunklen und vergessenen Vettler wieder zu einem mächtigen, glanzvollen Herrscher gemacht hat — selbst in den flüchtigsten und vorübergehenden Erscheinungen, von echt künstlerischen Händen gepflegt wird. Auch Loeffler wurde dabei ein tüchtiger und sicherer Zeichner, der, was die Stoffe anbetrifft, seine Hauptkräfte in Sittenschilderungen hat. Das zeigt sich nicht nur in den vielen Büchern, die er mit leichter Hand durchgezeichnet und dann vergaß, das zeigt sich besonders in den freien Schöpfungen, in denen er gern im Künstlerleben verweilt, und hier, wie auch sonst in andern Kreisen der Gesellschaft, das Schattenspiel des Lebens mit seinen Thorheiten und Gebrechen in erareisender Wahrheit oder heiterer Ironie darzustellen weiß. Es ist ein Zug von Gavourni in ihm, den er zum Vorbild genommen zu haben scheint. Schon längere Zeit beschäftigt ihn ein Cyclus von Darstellungen aus dem Leben berühmter Künstler, welches Werk er selber mit einem Text zu begleiten beabsichtigt. Denn auch die Feder gehorcht ihm und er hat schon manche seiner Meilen in der illustrierten Zeitung eben so hübsch in Silber dargestellt, als zugleich lebendig beschrieben. Mit diesem glücklichen Touristenhumor betrachtet Loeffler das Leben und seine Kunst. Sollte man sonst glauben, daß es ihn nicht im mindesten kümmert, daß eine Anzahl von 500 Zeichnungen, zum Theil von den ersten Meistern bereits geschnitten und zur Illustration eines weltgeschichtlichen Werkes mit umfassenden Studien und großem Geschick von seiner Hand ausgeführt, unedirt liegen geblieben ist, weil der Text bedeutlich geworden war?

In der Folge bringen wir zwei Sittenbilder. Beide aus den höheren Regionen: die Villeggiatura, aus denen der Gesellschaft, und eine ménage au quatrième, aus denen der Wohnhäuser. Dort Gentilezza, hier Vicyn.

Den Schluß unserer kleinen Galerie macht Ed. Meyerheim (geb. 1808 in Danzig) mit einer Kinder- und Mädchenwelt im Dorfkleide aus Thüringen. Meyerheim, obwohl er nur Dorfgeschichten erzählt, gehört zu den echten Vertretern der Kunst, welche, wie der Dichter S. B. den Voussin sagen läßt, „den Funken weiter tragen helfen“. Der Sohn eines Malers ging er bei seinem Vater in die Lehre und war schon als Knabe so geschickt, daß er öfter nach den Schülern der polnischen Breken hingeholt wurde, um diese auszumalen. Erst in seinem 22. Jahre kam er nach Berlin und hier begann das strengste akademische Studium, wie man es nun an seinem talentvollen Sohne sich wiederholen sieht.

Auf der Anatomie machte kein Arzt die Präparate so unordentlich und mit so fertiger Hand; die Proportionen nach Shadow, die Perspective, Alles trieb er gründlich, als gälte es, sich für Westwerke auszurüsten. Dann suchte er nach seinem Gebiete, wie junge Künstler — und nicht bloß diese — zu suchen pflegen. Und als ihm nun sein Beruf offenbar wurde, stille Dorfgeschichten zu malen, da hat er sich rubig an seine Aufgabe gemacht und gezeigt, daß man auch darin eine ganze Welt voll innern Reichthums niederlegen, auch darin Meisterwerke schaffen kann, welche für alle Zeiten sind. Er sitzt nicht in einer hochangefüllten Werkstatt, sondern in einem behaglichen Wohnzimmer, neben der Staffelei höchstens einige farge Bleistift- oder Pinselnetzen, und zeichnet und malt so correct und sicher, daß seine Linie nur einen Punkt abirrt; dabei hat er ein klares Auge und eine feste Hand für den Schwung und den Nadel des Stylés und für jeden Zug der vollendeten Annuth. Und diese Eigenschaften zu entfalten, dazu braucht er — abgetragene Dorfkleider und ungeschulte Menschengestalten; zeigt aber gegen die Natur dieser Dinge die innigste Pietät, idealisirt nie, sondern ist immer einfach schön und natü.

Denn seinem Auge ist der innerste Kern des Volksberens geöffnet; er ist der Schöpfer des sittlich Reinen und menschlich Guten, das die dunkle und unbekannte Geschichte von einfachen Menschen und Lebensverhältnissen, wie ein Seelen-sonntag durchwaltet; sei es, daß die Kinder um den großen Baum, oder mit Tauben, Trutzhühnern und Kläppen spielen, sei es, daß man zur Feldarbeit oder zur Kirche geht oder heimkehrt, und in der Feiertunde ausruht. Das Volksleben in den Thüringischen Landen und im Harz sind seine hauptsächlichsten Schauplätze; wie das Nadel nach seinem Schlag schlägt, eine Mutter am Bette ihres kranken Kindes, eine andere voll Seligkeit über das blühende Leben des schlagen, wie die Dorfschule aus ist, wie der Vater den jungen Thunichtgut in Verthe nimmt, und dann die Dorfgroßmütter und Großväter, wie sie die Enkel und Enkelinnen warten, unterrichten, oder versiechen — kurz der ganze Ring des Familiendaseins am Werke! und am Feiertage, draußen und zu Hause, in seinen kleinen Freuden und Sorgen, das sind die Stoffe, in denen er was schön und gesund ist mit klarem Blicke aufzufinden, — mit annuthvoller Wahrheit, ganz Gemüth und Innigkeit und mit liebevoll beendender Sorgfalt darzustellen weiß. Meyerheim ist ein schönes Beispiel gewissenhafter und treuer Ausbildung von vorliehenen Gottesgaben. Legt er den Pinsel fort und nimmt die Geige, so spielt er seinen Strich in einem Haydn'schen oder Mozart'schen Quartett mit gleicher Sicherheit und Jartheit, als womit er ihn malte. Er muß musiziren, wie er malen muß. Und das ist das Beste.

Friedrich Eggers.

coll. upl
fgr
1/250 Mer



